

HEYNE <

**BLAKE
CROUCH**

UPGRADE

Roman

Aus dem Amerikanischen übersetzt
von Urban Hofstetter

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Titel der Originalausgabe
UPGRADE

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich
auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

Deutsche Erstausgabe 05/2023

Redaktion: Sven-Eric Wehmeyer

Copyright © 2022 by Blake Crouch

Copyright © 2023 der deutschsprachigen Ausgabe
und der Übersetzung by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München

Printed in Germany

Umschlaggestaltung: Das Illustrat GbR, München

Satz: Leingärtner, Nabburg

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-453-32268-4

www.diezukunft.de

*Für Michael McLachlan –
Marine, Anwalt, teurer Freund
(1946–2021)*

ERSTER TEIL

»Man kann die Kernspaltung beenden. Man kann aufhören, zum Mond zu fliegen. Man kann auf den Einsatz von Aerosolen verzichten. Man kann sogar davon absehen, ganze Bevölkerungen mit Bomben zu töten. Man kann jedoch keine neu geschaffene Lebensform zurücknehmen.«

Erwin Chargaff

1

WIR FANDEN HENRIK SOREN dreißig Minuten vor seinem Hyperjet-Flug nach Tokio in einer Weinbar im internationalen Terminal.

Vor dieser Nacht hatte ich ihn nur auf Fotografien von Interpol und CCTV-Aufnahmen gesehen. In natura wirkte er nicht sehr beeindruckend. In seinen künstlich zerschlissenen Turnschuhen von Saint Laurent war er knapp einen Meter siebzig groß. Er trug einen Designerhoodie, der den Großteil seines Gesichts verdeckte, und saß mit einem Buch und einer Flasche Krug am Ende der Theke.

Ich nahm den Barhocker neben ihm und legte meine Dienstmarke zwischen uns. Sie zeigte einen Weißkopfseeadler, dessen Schwingen von einer DNS-Doppelhelix umwickelt waren. Eine ganze Weile geschah nichts. Ich war nicht sicher, ob er die Marke unter den kugelförmigen Hängelampen hatte funkeln sehen. Schließlich wandte er doch noch den Kopf und sah mich an.

Ich schenkte ihm ein Lächeln.

Er schlug das Buch zu. Falls er nervös war, zeigte er es nicht. Stattdessen blickte er mich unverwandt mit seinen skandinavischen blauen Augen an.

»Hallo, Henrik«, sagte ich. »Ich bin Agent Ramsay. Ich arbeite für die GPA.«

»Was wirft man mir vor?«

Er war vor dreiunddreißig Jahren in Oslo zur Welt gekommen, aber – wie man seinem Englisch noch immer anhörte –

in London, wo seine Mutter als Diplomatin gearbeitet hatte, zur Schule gegangen.

»Wieso unterhalten wir uns nicht irgendwo anders weiter?«

Der Barkeeper, der meine Marke bemerkte, beobachtete uns. Wahrscheinlich machte er sich Sorgen wegen der Getränkerechnung.

»Ich muss in Kürze zum Boarding«, sagte Soren.

»Heute Nacht fliegen Sie nicht mehr nach Tokio.«

Seine Kiefermuskeln verspannten sich. Er strich sich die kinnlangen blonden Haare hinter die Ohren und sah sich in der Bar um. Dann blickte er durch das Fenster zu den Fluggästen, die das Terminal durchquerten.

»Sehen Sie die Frau auf dem Hocker hinter uns?«, fragte ich. »Die mit den langen blonden Haaren und der marineblauen Windjacke. Das ist meine Partnerin, Agent Nettmann. Die Ausgänge werden von der Flughafenpolizei bewacht. Ich kann Sie hier rausschleifen, oder Sie kommen freiwillig mit. Es liegt ganz an Ihnen, aber Sie müssen sich jetzt entscheiden.«

Ich glaubte nicht, dass er davonlaufen würde. Soren wusste mit Sicherheit, wie schwer es war, sich auf einem Flughafen voller Sicherheitsleute und Überwachungskameras der Verhaftung zu entziehen. Doch verzweifelte Leute neigen zu Kurzschlusshandlungen.

Er sah sich noch einmal um und dann wieder zu mir. Seufzend trank er seinen Champagner aus und hob seine Tasche vom Boden auf.

Wir fuhren auf der I-70, die um diese Uhrzeit so gut wie leer war, in die Stadt zurück. Nadine Nettmann saß am Steuer des umgebauten Dienst-Edison.

Soren hatten wir die Hände mit Kabelbindern hinter dem Rücken gefesselt und ihn nach rechts hinten gesetzt. Ich hatte sein Handgepäck – eine Umhängetasche von Gucci –

inspiriert, doch das einzig Interessante darin war ein Laptop, den wir nur mit einem Durchsuchungsbefehl hätten filzen dürfen.

»Sie sind *Logan* Ramsay, stimmt's?«, fragte Soren. Es waren seine ersten Worte, seit wir ihn aus dem Flughafen abgeführt hatten.

»Richtig.«

»Der Sohn von Miriam Ramsay?«

»Ja«, antwortete ich so sachlich wie möglich. Soren war nicht der erste Verdächtige, der diese Verbindung herstellte. Ich sah aus dem Fenster und spürte, dass Nadine mich von der Seite ansah.

Wir erreichten mit hundertneunzig Kilometern pro Stunde den Rand des Stadtzentrums. Die beiden Elektromotoren liefen fast vollkommen lautlos. Durch die Night-Shade-Fensterscheiben sah ich eine Plakatwand der GPA vorbeizischen. Sie war Teil der jüngsten öffentlichen Aufklärungskampagne.

In großen schwarzen Lettern stand auf weißem Hintergrund:

Genom-Editierung ist ein Kapitalverbrechen
#GPA

Die Innenstadt von Denver kam in Sicht.

Der gigantische Half-Mile Tower ragte wie eine Lichtsäule in den Himmel.

Hier war es ein Uhr morgens und damit drei Uhr in D.C.

Ich dachte an meine Frau Beth und unsere Tochter Ava, die friedlich in unserem Haus in Arlington schliefen.

Wenn in dieser Nacht alles glattging, würde ich am nächsten Abend zum Essen zu Hause sein. Wir hatten vor, am Wochenende ins Shenandoah Valley zu fahren und vom Skyline Drive aus das bunte Herbstlaub zu bewundern.

Wir kamen an einer weiteren Plakattafel vorbei:

Ein einziger Fehler führte zur Großen Hungersnot
#GPA#Niemalsvergessen

Ich hatte es schon einmal gesehen, dennoch zuckte ich bei seinem Anblick zusammen.

Ich versuchte nicht, meine Schuldgefühle zu verdrängen, sondern wartete ab, bis sie von selbst wieder vergingen.

Die hiesige Außenstelle der Gene Protection Agency war in einem unscheinbaren Gewerbegebiet in Lakewood untergebracht. Man konnte sie kaum als echte Dienststelle bezeichnen.

Sie befand sich auf einem einzelnen Stockwerk in einem Gebäude mit nur geringem Admin-Support und verfügte über eine Arrestzelle, einen Verhörraum, ein molekularbiologisches Labor und eine Waffenkammer. Die GPA unterhielt nur in wenigen Großstädten Dienststellen. Da Denver das Hyperloop-Drehkreuz des Westens war, ergab es jedoch Sinn, dort eine Operationsbasis zu betreiben.

Wir waren eine junge Agency und hatten keine vierzigtausend Angestellten wie das FBI, sondern lediglich fünfhundert. Doch wir wuchsen rasch. Es gab nur fünfzig Special Agents wie Nadine und mich. Wir waren in der Gegend um D.C. stationiert und wurden überall dort eingesetzt, wo unsere Aufklärungsabteilung ein illegales Genlabor vermutete.

Nadine fuhr zur Rückseite des niedrigen Gebäudes und durch den Lieferanteneingang zu den Aufzügen. Sie parkte hinter einem Panzerfahrzeug, dort hatten vier Bio-SWAT-Officer ihre Ausrüstung auf dem Betonboden ausgebreitet und checkten ein letztes Mal ihre Waffen. Mit den Informationen, die wir hoffentlich von Soren bekommen würden, wollten wir noch vor dem Morgengrauen zu einer Razzia aufbrechen.

Ich half unserem Verdächtigen aus dem Fahrzeug, und wir fuhren zu dritt mit dem Aufzug in den zweiten Stock hinauf.

Im Verhörraum schnitt ich die Kabelbinder durch und setzte Soren an einen Metalltisch, auf dem für widerspenstige Verdächtige ein Haltebolzen festgeschweißt war.

Nadine ging Kaffee holen.

Ich setzte mich Soren gegenüber.

»Sollten Sie mir nicht meine Rechte vorlesen?«, fragte er.

»Das Genschutz-Gesetz erlaubt es uns, Sie ohne Angabe von Gründen zweiundsiebzig Stunden lang festzuhalten.«

»Faschisten.«

Ich zuckte die Achseln. Er hatte nicht unrecht.

Ich legte sein Buch auf den Tisch und beobachtete, wie er darauf reagierte. »Sind Sie ein großer Camus-Fan?«

»Ja, ich sammle seltene Ausgaben seiner Werke.«

Es handelte sich um ein altes Hardcover von *Der Fremde*. Ich blätterte es vorsichtig durch.

»Es ist sauber«, sagte Soren.

Ich suchte nach steifen Seiten, die womöglich mal nass geworden waren, sowie winzig kleinen kreisrunden Flecken. In einem normalen Buch konnte man riesige Mengen DNS oder Plasmide verstecken. Dazu musste man sie nur in einem Mikroliter Flüssigkeit auf das Papier aufbringen und ein trocknen lassen. Wenn man sie später verwenden wollte, rehydrierte man sie einfach wieder. Selbst ein dünner Roman wie *Der Fremde* konnte eine schier endlose Menge an genetischen Informationen enthalten. Gut möglich, dass sich auf jeder Seite die Genomsequenzen von Säugetieren, schrecklichen Krankheiten oder künstlichen Spezies befanden, die nur darauf warteten, in einem gut ausgestatteten illegalen Genlabor aktiviert zu werden.

»Wir werden jede einzelne Seite mit Schwarzlicht beleuchten«, sagte ich.

»Nur zu.«

»Wir lassen auch Ihr Gepäck herbringen. Ihnen ist natürlich klar, dass wir es auseinandernehmen werden.«

»Tun Sie, was Sie nicht lassen können.«

»Ist es Ihnen egal, weil Sie Ihre Ware bereits abgeliefert haben?«

Soren schwieg.

»Was war es?«, fragte ich. »Modifizierte Embryonen?«

Er sah mich mit unverhohlenem Abscheu an. »Ist Ihnen eigentlich klar, wie viele Flüge ich wegen Aktionen wie dieser bereits verpasst habe? Weil irgendein FBI-Mann am Gate aufgetaucht ist und mich zum Verhör geschleppt hat? Das europäische Amt für Gensicherheit hat mich bereits durch die Mangel gedreht. Die Brasilianer ebenfalls. Und jetzt durchkreuzt ihr Arschlöcher meine Reisepläne. Dabei hat man mich nie eines Verbrechens angeklagt.«

»Das stimmt nicht ganz«, sagte ich. »Soweit ich weiß, würden sich die chinesischen Behörden sehr gern mit Ihnen unterhalten.«

Soren verfiel in tiefes Schweigen.

Hinter mir ging die Tür auf, und der säuerlich-verbrannte Geruch von altem Kaffee stieg mir in die Nase. Nadine trat mit dem Absatz die Tür hinter sich zu. Sie nahm neben mir Platz und stellte zwei Becher auf den Tisch. Soren griff nach einem, doch sie stieß seine Hand beiseite.

»Nur die Guten bekommen Kaffee.«

Die schwarze Flüssigkeit schmeckte ungefähr so appetitlich wie Satans Pissee, aber es war spät und ich würde in naher Zukunft keinen Schlaf finden. Also nippte ich mit verkniffenem Gesicht am Becher.

»Ich will nicht lange drumherum reden«, sagte ich. »Wir wissen, dass Sie gestern mit einem gemieteten Lexus-Z-SUV in die Stadt gefahren sind.«

Soren neigte unwillkürlich den Kopf, hielt aber weiterhin den Mund.

Ich beugte mich zu ihm vor. »Die GPA hat uneingeschränkten Zugriff auf die Gesichtserkennungs-KI des Justizministeriums. Sie durchforstet sämtliche CCTV-Aufnahmen und sonstige Überwachungsdaten. An der Abfahrt der I-25 an der Alameda Avenue hat gestern um 9:17 Uhr vormittags eine Kamera Ihr Gesicht durch die Windschutzscheibe erfasst. Wir sind deswegen heute von D.C. hergeflogen. Wo kamen Sie her?«

»Sie wissen sicher bereits, dass ich dieses Auto in Albuquerque gemietet habe.«

Er hatte recht, das wussten wir.

»Was haben Sie dort gemacht?«, fragte Nadine.

»Ich wollte mir die Stadt ansehen.«

Nadine verdrehte die Augen. »Niemand will sich Albuquerque ansehen.«

Ich zog einen Stift und einen Notizblock aus der Tasche und legte beides auf den Tisch. »Schreiben Sie Name und Adresse von jedem auf, den Sie dort getroffen haben. Sowie jeden Ort, an dem Sie waren.«

Soren lächelte bloß.

»Was machen Sie in Denver, Henrik?«, fragte Nadine.

»Ich fliege von hier nach Tokio. Oder besser gesagt: Ich *versuche*, von hier nach Tokio zu fliegen.«

»Wir haben Gerüchte über ein Genlabor in Denver gehört«, sagte ich. »Ein technisch exzellent ausgestatteter Laden, in dem Erpresser-Bioware hergestellt werden soll. Ich glaube nicht, dass Sie sich rein zufällig ausgerechnet jetzt in der Stadt aufhalten.«

»Ich habe keine Ahnung, wovon Sie sprechen.«

»Jeder weiß, dass Sie mit hochwertigem Genmaterial handeln. Gen-Netzwerke und -Sequenzen. Scythe.«

Scythe war das revolutionäre und mittlerweile illegale biologische DNS-Bearbeitungssystem, auf das meine Mutter, Miriam Ramsay, das Patent gehalten hatte. Es war ein

technologischer Quantensprung gewesen und hatte die früheren Methoden – ZFNs, TALENs und CRISPR-Cas9 – weit in den Schatten gestellt. Scythe hatte eine neue und letzten Endes katastrophale Ära der Gen-Manipulation und -Verteilung eingeleitet. Heutzutage wanderte man automatisch für dreißig Jahre ins Gefängnis, wenn man es verkaufte oder selbst damit eine Keimbahn veränderte, um einen neuen Organismus zu erschaffen.

»Ich glaube, ich würde jetzt gern meinen Anwalt anrufen«, sagte Soren. »Dieses Recht habe ich in Amerika doch noch, oder?«

Damit hatten wir gerechnet. Ehrlich gesagt überraschte es mich, dass er mit dieser Forderung so lange gewartet hatte.

»Selbstverständlich können Sie Ihren Anwalt anrufen«, sagte ich. »Aber davor sollten Sie sich klarmachen, wie es dann weitergeht.«

»Wir werden Sie an die chinesische Genbehörde ausliefern«, erläuterte Nadine.

»Amerika hat kein Auslieferungsabkommen mit China«, sagte Soren.

Nadine beugte sich auf die Ellbogen gestützt vor. Der Dampf aus ihrem Kaffeebecher stieg ihr ins Gesicht. »Für Sie machen wir eine Ausnahme. Während wir hier sprechen, werden bereits die nötigen Dokumente ausgestellt.«

»Die haben nichts gegen mich in der Hand.«

»Ich glaube, dort drüben versteht man unter einem fairen Verfahren nicht das Gleiche wie hier«, erwiderte sie.

»Sie wissen doch, dass ich nicht nur die norwegische, sondern auch die amerikanische Staatsbürgerschaft besitze.«

»Das ist mir egal«, sagte ich und sah Nadine an. »Juckt dich das?«

Sie tat, als dächte sie darüber nach. »Nein.«

Tatsächlich war es mir nicht egal. Einen amerikanischen Staatsbürger hätten wir niemals an China ausgeliefert, doch

Bluffen gehörte beim Umgang mit Kriminellen nun mal zum Handwerk.

Soren ließ sich an die Stuhllehne zurück sinken. »Können wir ein hypothetisches Gespräch führen?«

»Wir lieben hypothetische Gespräche«, sagte ich.

»Was wäre, wenn ich auf diesen Notizblock eine Adresse schreiben würde?«

»Was für eine Adresse?«

»Von einem Haus, an das heute Morgen eventuell eine hypothetische Lieferung gegangen ist.«

»Was wurde geliefert? Hypothetisch gesprochen?«

»Biomining-Bakterien.«

Nadine und ich wechselten einen Blick.

»Haben Sie die beim Labor abgeliefert?«, fragte ich. »Oder irgendwo anders?«

»Ich habe sie nirgends abgeliefert«, entgegnete er. »Das ist alles rein hypothetisch.«

»Natürlich.«

»Aber wenn ich es getan hätte und Ihnen die Adresse verriete ... Was würde dann passieren?«

»Kommt darauf an, was wir rein hypothetisch an diesem Ort vorfinden würden.«

»Wenn Sie dort hypothetisch dieses Genlabor fänden, von dem Sie gehört haben, was würde dann aus mir?«

»In dem Fall säßen Sie im nächsten Flugzeug nach Tokio«, sagte Nadine.

»Und was ist mit der chinesischen Genbehörde?«

»Wir haben, wie Sie schon sagten, kein Auslieferungsabkommen mit China.«

Soren zog den Stift und den Block zu sich heran.

Wir folgten dem unbeleuchteten SWAT-Einsatzfahrzeug durch die verlassenen Straßen. Die Adresse, die Soren uns gegeben hatte, befand sich am Rand von Five Points, einem

gentrifizierten Viertel, in dem zu dieser späten Stunde nur noch ein paar Marihuana-Bars geöffnet hatten.

Ich machte das Seitenfenster auf.

Die Oktoberbrise, die mir ins Gesicht blies, war erfri-schender als der Kaffee, den wir in der Dienststelle getrun-ken hatten.

In den Rockies war es Spätherbst.

Die Luft roch nach totem Laub und überreifen Früchten.

Über der gezackten Skyline des Vorgebirges hing ein riesi-ger gelber Vollmond.

Die höchsten Gipfel hätten mittlerweile schneebedeckt sein müssen, doch über der Baumgrenze war nur nacktes Felsgestein zu sehen.

Wieder einmal wurde mir bewusst, in was für einer eigen-artigen Zeit wir lebten. Das Gefühl, dass alles den Bach run-terging, war fast mit Händen zu greifen.

Allein in Afrika lebten vier Milliarden Menschen, von de-nen die meisten kaum etwas zu essen hatten. Selbst hier in Amerika kämpften wir noch immer mit Lebensmittelknapp-heit, Lieferkettenengpässen und einem angespannten Ar-bbeitsmarkt. Nachdem der Preis für Fleisch durch die Decke gegangen war, hatten die meisten Restaurants nach der Gro-ßen Hungersnot gar nicht erst wiedereröffnet.

Wir lebten in einem rigiden Überwachungsstaat und be-schäftigten uns mehr mit Displays und Bildschirmen als mit unseren Liebsten. Die Algorithmen kannten uns besser als wir uns selbst.

Jahr für Jahr gingen aufgrund von Automatisierungspro-zessen und dem Einsatz von künstlicher Intelligenz immer mehr Jobs verloren.

Teile von New York City und fast ganz Miami waren von Wasser überflutet. Und im Indischen Ozean schwamm ein Plastikteppich von der Größe Islands.

Doch nicht nur die Menschen waren von den Umwälzungen

betroffen. Die nördlichen Breitmaulnashörner und die süd-chinesischen Tiger waren ebenso ausgestorben wie Rotwölfe und zahllose weitere Tierarten.

Im Glacier National Park gab es keine Gletscher mehr.

Wir hatten vieles richtig gemacht.

Und zu vieles falsch.

Mittlerweile war die Zukunft, von der alle gesprochen hatten, angebrochen, und jetzt hatten wir den Salat.

»Ist mit dir alles in Ordnung?«, fragte Nadine.

»Mir geht's gut.«

»Ich kann seitlich ranfahren, wenn du ...«

»Noch nicht.«

Nadine und ich waren seit fast drei Jahren ein Team. Vor der GPA hatte sie als Umweltwissenschaftlerin für die UNESCO gearbeitet.

Ich zog mein Handy hervor und öffnete meinen Nachrichtenverlauf mit Beth. *Hallo, Beth. Bin zu einer Razzia unterwegs. Ich wollte dir nur sagen, dass ich dich liebe. Umarme Ava fest von mir. Ich melde mich morgen früh.*

Als ich den Text abschickte, knackte unser Funkgerät.

»*In drei Minuten sind wir da*«, sagte Officer Hart, der Leiter des SWAT-Teams.

Ich bekam ein flaues Gefühl im Magen, ausgelöst vom Adrenalinschub, der mich auf das Kommende vorbereitete.

Manche Menschen waren für solche Situationen geschaffen. Sie hatten Spaß daran, mitten in der Nacht in einem Schutzanzug in ein Lagerhaus zu stürmen und nicht zu wissen, was für ein Unheil sie dort erwartete.

Ich gehörte nicht zu dieser Sorte. Ich war Wissenschaftler – oder hatte zumindest mal davon geträumt, einer zu werden.

»Halt an«, sagte ich.

Nadine fuhr den Edison sofort an den Randstein. Die automatische Steuerung protestierte und piepte.

Ich warf die Tür auf, beugte mich hinaus und kotzte auf die Straße.

Erneut knackte das Funkgerät. »*Alles okay bei Ihnen da hinten?*«, fragte Hart. »*Wir haben Sie verloren.*«

Ich wischte mir über den Mund, spuckte noch ein paarmal aus und zog die Tür wieder herunter.

Nadine schwieg. Es gab nichts zu sagen. Dass sie seitlich ranfuhr und ich mir die Seele aus dem Leib reiherte, war so etwas wie unser gemeinsames Ritual vor jeder Razzia.

Nachdem das erledigt war, konnten wir uns jetzt an die Arbeit machen.

Nadine trat das Fahrpedal durch, und wir rasten hinter dem SWAT-Fahrzeug her.

Ich hasste diese Razzien und musste mich jedes Mal daran erinnern, dass meine Angst ein notwendiger Teil meiner Buße war.

Die meisten illegal tätigen Wissenschaftler, die wir aufs Korn nahmen, waren schlichte Verbrecher. Der Schwarzmarkt für Synbio-Produkte boomte seit Jahren. Man konnte sich dumm und dämlich verdienen mit maßgeschneiderten Haustieren, Kleidung aus Spinnenfäden, exotischen Gen-Nahrungsmitteln und einer vollkommen neuen, in einem Labor in Vancouver erfundenen Lebensform, die wie ein winziger pinker Gorilla aussah und unter russischen Oligarchen als Statussymbol galt.

Auch herkömmliche Schwarzmarktdienstleistungen und -produkte waren verbessert worden, zum Beispiel genetisch gehackte Drogen wie Cannabis und Heroin oder in synthetische menschliche Haut gehüllte Sexpuppen.

Ein illegales, von den Federales ausgehobenes Genlabor in Mexico City hatte für die Kartelle »Rachewespen« konstruiert. Diese schwarzgelb gestreiften Tierchen konnten jede beliebige Person an ihrem genetischen Fingerabdruck erkennen und gezielt attackieren. Außerdem trugen sie ein

primitives Scythe-System in sich, das ganze Gen-Netzwerke modifizieren konnte, was bei den Opfern zu Gehirnschäden, Wahnsinn und einem qualvollen Tod führte.

Andere pfuschten bloß mit Genen herum, um zu beweisen, dass sie dazu in der Lage waren. Wie die vier Biologiestudenten von der Brown, die versucht hatten, einen urzeitlichen Wolf wiederaufleben zu lassen.

Für wieder andere war es eine sehr ernste Angelegenheit – wie zum Beispiel für die sozial ausgegrenzte, aber brillante Sechzehnjährige, die ein gegen Antibiotika resistentes fleischfressendes Bakterium züchten wollte, um damit einen brutalen Schlägertypen an ihrer Schule zu infizieren.

Oder der skrupellose Genetiker, den wir erwischen, als er mit entkernten Schwarzmarkt-Zygoten eine verbesserte Version seiner toten Frau herzustellen versuchte.

Und natürlich die verzweifelten Eltern, die keine Krankenversicherung hatten und die Anlagen für Muskelatrophie aus der DNS ihres Sohnes herausschneiden wollten. Sie hatten es tatsächlich geschafft, ihn zu heilen, doch die unbeabsichtigten Mutationen, die mit dieser Therapie einhergingen, veränderten das mediale Frontallappennetzwerk des Jungen. Er wurde psychotisch, brachte sie um und beging anschließend Selbstmord.

Außerdem gab es da noch die absoluten Albtraumlabore, in denen Terrororganisationen Krankheitserreger und andere zur Massenvernichtung geeignete Lebensformen züchteten. So wie die Gruppierung in Paris, die kurz davor gewesen war, einen synthetisch verstärkten Pockenerreger auf die Welt loszulassen, als das europäische Amt für Gensicherheit eine Aerosolbombe auf ihr Lagerhaus abwarf.

Dass ich solche Vorhaben auffliegen ließ, bereitete mir kein schlechtes Gewissen.

Was mich dagegen schmerzte, waren die Razzien bei

echten Wissenschaftlern – Leuten, die bahnbrechende Arbeit für die gesamte Menschheit geleistet hatten, als die Regierungen in aller Welt plötzlich in Panik gerieten und weitere Forschungen verhinderten.

Leute wie Anthony Romero.

Manchmal dachte ich noch an ihn. Er hatte sein Labor in Wyoming auf einer Ranch im Bighorn National Forest unweit von Sheridan betrieben.

Bevor das Genschutz-Gesetz sämtliche privaten und universitären genetischen Forschungen faktisch unterband, war Dr. Romero einer der führenden Köpfe auf dem Gebiet der genetischen Krebstherapie gewesen. Gerüchteweise hatte er den Nobelpreis für Medizin oder Physiologie schon so gut wie in der Tasche gehabt. Doch dann hatte die New York Times seinen Gastbeitrag veröffentlicht, in dem er sich über das seiner Ansicht nach viel zu weit gefasste Genschutz-Gesetz beschwert hatte. Danach war er kurzerhand von der Liste staatlich anerkannter Genetiker gestrichen worden.

Wir hatten Dr. Romero um halb drei in der Nacht festgenommen. Ich wusste noch, dass der Schnee sanft auf die Gelb-Kiefern vor seiner Hütte gefallen war. Ich hatte mich schlecht gefühlt, als wir ihn in Handschellen auf die Rückbank unseres Wagens verfrachteten. Nicht nur, weil ich einen meiner Helden verhaftete, dessen Leben und Karriere ich schon immer bewundert hatte, sondern auch, weil ich wusste, dass unser Justizministerium mit der vollen Härte des Gesetzes gegen ihn vorgehen würde und ihm eine lebenslange Haftstrafe drohte.

Andererseits hatte er ein Verbrechen begangen, oder etwa nicht?

Als wir Dr. Romero am Sheridan County Airport den U.S. Marshals übergaben, hatte er etwas zu mir gesagt, das ich mein Lebtag nicht vergessen werde: »Ich weiß, dass Sie das

Richtige zu tun versuchen, aber Sie können dieses Wissen nicht mehr aus der Welt schaffen.«

Ich sah zu, wie die Marshals ihn im Schneetreiben zum Flugzeug führten, und fühlte mich hundeeelnd.

Wie ein Verräter an der Zukunft.

Das SWAT-Fahrzeug bog in eine Gasse und hielt an. Nadine blieb dahinter stehen.

Ich betrachtete durch das graugrüne NightShade-Glas unsere Umgebung. Anstelle der Fabrikgebäude, mit denen ich eigentlich gerechnet hatte, sah ich windschiefe Zäune und Garagen, die sich an die Rückseiten viktorianischer Häuser schmiegten. Ihre steilen Dächer zeichneten sich deutlich vor dem Sternenhimmel ab.

»Das ist eine Wohngegend«, sagte ich.

»Ja, komisch, oder?«

Wir hatten bereits einige Labore durchsucht, die in Kellern oder Garagen von Wohnhäusern untergebracht gewesen waren. Die relativ simple Technologie machte es möglich. Doch bei unserer heutigen Razzia war ich von einem großen und komplexen Unternehmen ausgegangen, das sich in einer Lagerhalle und nicht in einem viktorianischen Haus in einem historischen Viertel befand. Schließlich hatte *Henrik Soren* es beliefert.

Ich übertrug unseren Funkverkehr von der Kommunikationseinheit in der Mittelkonsole in unsere Ohrhörer. »Logan hier. Sind wir ganz sicher an der richtigen Adresse?«

»*Es ist auf jeden Fall die, die Ihr Informant aufgeschrieben hat.*«

»Welches Haus ist es?«

»*Das mit der Kuppel. Wir starten jetzt die Drohne. Halten Sie sich in Bereitschaft.*«

Durch die Windschutzscheibe sah ich die vier SWAT-Officer aussteigen. Einer von ihnen bereitete die Wärmebild-Drohne

vor. Sie würde das Areal um den Zielort abfliegen und nach Wärmesignaturen suchen, damit wir eine Vorstellung davon bekamen, wie viele Personen sich im Gebäude aufhielten.

Die SWAT-Leute würden zuerst hineingehen, Nadine und ich die Nachhut bilden. Sobald das Labor einigermaßen gesichert war, würden sie weiterhin die Umgebung überwachen, während Nadine und ich die Ausrüstung begutachteten und herauszufinden versuchten, was genau diese kriminellen Wissenschaftler geplant hatten.

Ich befestigte die Magnetstreifen auf meiner induktiven Schutzweste und nahm meine Waffe aus der Transporttasche. Es war eine mit 45er-Kaliber-Munition geladene G47. Nach mehreren Razzien in Lagerhäusern ohne ordentliche Stromversorgung hatte ich an der Glock eine Klemme für Taschenlampen angebracht.

Nadine befestigte unterdessen ein Trommelmagazin an ihrer Lieblingswaffe. Hin und wieder machte ich mich darüber lustig, dass sie trotz der üblichen SWAT-Unterstützung stets ein Atchisson-Sturmgewehr zu unseren Einsätzen mitbrachte, doch ihre Motivation dafür war nachvollziehbar. Bevor wir zusammenarbeiteten, war sie einmal in Spokane im Staat Washington in eine üble Klemme geraten. Sie hatte ein komplettes Magazin 40er-Kaliber-Patronen auf einen Wissenschaftler abgefeuert. Er hatte eine Vielzahl seiner eigenen Gene in den SKI-, PGC-1-α – und IGF-1-Pfaden manipuliert, was zu einer massiven Hypertrophie seiner Skelettmuskulatur geführt hatte. Der Mann, der ihrer Schilderung nach wie der Kingpin aus den Spider-Man-Comics aussah, hatte sie fast totgeprügelt, ehe er endlich verblutete.

Nadine hatte recht: Auf der ganzen Welt existierte kein Tier, das nicht mit zwanzig 12er-Kaliber-Geschossen aus einem Vollautomatikgewehr zu Fall gebracht werden könnte.

In meinem Ohrhörer erklang Officer Harts Stimme: »Wir finden auf diesem Anwesen keine Wärmesignaturen.«

»Verstanden.«

Es war also niemand zu Hause. So war es uns am liebsten. Damit konnten wir das leere Labor ungestört auf den Kopf stellen und anschließend auf die Ankunft der Wissenschaftler warten. Es war viel einfacher, sie auf der Straße unschädlich zu machen, statt in einem Raum voller explosiver Chemikalien und gefährlicher Biosubstanzen.

Ich checkte die Zeit: 2:35 Uhr morgens.

Bis zum Sonnenaufgang blieben uns noch gute drei Stunden.

Ich sah zu Nadine hinüber. »Wollen wir?« Die Luft war so kalt, dass mein Atem Wölkchen bildete.

Wir nahmen unsere Nachttarnschutzanzüge aus dem Kofferraum und halfen uns gegenseitig, sie anzulegen. Sie verfügten über ein in sich geschlossenes Atemgerät und ein speziell angefertigtes Visier mit vergrößertem Blickfeld für Gefechtssituationen.

Schließlich öffneten wir die Luftpantschen und schlossen uns der SWAT-Kolonne an.

»Nachtsicht oder Taschenlampen?«, fragte Hart.

»Taschenlampen«, erwiderte ich. Wegen des aufsteigenden Vollmonds war das Umgebungslicht zu stark für Nachtsicht. Schon bald würde er durch die Fenster ins Haus scheinen.

Der Zaun war zu hoch, um dahinter etwas erkennen zu können. Das Gartentor war unversperrt.

Der Rasen war schon seit Ewigkeiten nicht mehr gegossen oder anderweitig gepflegt worden.

Die Grashalme standen hüfthoch.

Ich sah zu den Fenstern des Hauses hinauf. Sie waren alleamt dunkel. In einigen fehlten die Scheiben.

Wir betraten die Veranda. Die durchhängenden Dielen knarzten unter unseren Stiefeln.

Officer Hart kniete sich vor die Hintertür und knackte innerhalb von zehn Sekunden das Schloss.

Wir folgten ihm und seinem Trupp in die Dunkelheit.

Die Scheinwerfer an ihren Sturmgewehren glitten durch eine nicht fertig aufgebaute Küche.

Wir gingen ins Esszimmer. Die Wände bestanden lediglich aus Stützstreben, überall lagen Stromkabel und Werkzeuge herum.

»Das sieht nach Renovierungsarbeiten aus«, flüsterte ich über den offenen Kanal.

»Warten Sie hier«, sagte Officer Hart.

Nadine und ich standen auf dem Estrich eines Raums, bei dem es sich vermutlich um das Wohnzimmer handelte.

Trotz meines Anzugs konnte ich Sägespäne und Bau-schaum riechen.

Durch die vorderen Fenster fiel Mondlicht.

Allmählich gewöhnten sich meine Augen an die Lichtverhältnisse.

Ich hörte die Stiefelschritte des SWAT-Teams, das sich über mir systematisch von Raum zu Raum bewegte.

»Irgendwas gefunden?«, fragte ich.

»Negativ«, antwortete Hart. »Hier oben sieht es genauso aus wie unten. Das Haus ist komplett auseinandergebaut worden.«

Nadine sah mich an. »Glaubst du, Soren hat uns reingelegt?«

»Wieso sollte er das tun? Er sitzt noch immer in Haft und weiß, dass er erst freigelassen wird, wenn wir es sagen.«

Ich bemerkte eine Tür unter der Treppe. Sie war mit einem Zahlenschloss gesichert. Ich zog daran, doch es gab nicht nach.

»Mach mal Platz«, sagte Nadine.

Ich drehte mich um und sah, dass sie einen Ziegelstein in der Hand hielt.

Als ich zur Seite trat, drosch sie ihn auf das Schloss.

Der Metallbügel zerbrach, und das Schloss knallte auf den Boden.

»Das waren wir«, teilte ich dem Team mit. »Wir haben gerade ein Türschloss zerschmettert.«

»Wir kommen zu Ihnen zurück«, sagte Hart. »Hier oben ist komplett tote Hose.«

Ich stieß die Tür auf.

Die rostigen Scharniere gaben ein schrilles Quietschen von sich.

Ich zielte mit der Glock in die Finsternis. Der Scheinwerfer beleuchtete eine alte Treppe, die in einen Keller hinabführte.

Mein Herz raste. »Wollen wir auf die SWAT-Leute warten?«

»Da unten ist niemand«, antwortete Nadine. »Ich sehe keine Wärmesignaturen.«

Die erste Stufe ächzte unter meinem Gewicht.

Mit jedem Schritt in die Tiefe wurde es kälter.

Der Geruch von Moder und nassen Steinen drang durch die Luftfilter meines Anzugs.

»Im Erdgeschoss ist nichts«, meldete sich ein anderer SWAT-Officer über den allgemeinen Kanal.

Als ich den unteren Treppenabsatz erreichte und auf den schmutzigen Boden trat, beschlich mich das ungute Gefühl, dass Nadine recht haben könnte: Vielleicht hatte Soren uns wirklich reingelegt. Auch wenn ich mir keinen Grund dafür vorstellen konnte.

»Soren hat uns erzählt, dass er das Paket einem Mann an der Vordertür ausgehändigt hat«, sagte Nadine. »Er hat das Haus nicht betreten.«

»Was willst du damit sagen?«

»Vielleicht verwenden sie diesen Ort nur als Lieferadresse.«

»Das würde mehr Sinn ergeben, als in einer ruhigen Wohngegend ein voll ausgestattetes Labor zu betreiben«, erwiderte ich und fragte mich, ob wir mit diesem Einsatz nur unsere Zeit verschwendet hatten.

Wir konnten Soren zwar zweiundsiebzig Stunden lang

festhalten und ihm noch ein bisschen Angst einjagen. Aber wir hatten nichts gegen ihn in der Hand. Sein Gepäck war sauber.

Ich drehte mich mit vorgehaltener Pistole langsam im Kreis.
Die Ränder meines Visiers beschlugen von meinem Atem.
Die Wände waren die ursprünglichen Steinfundamente des Hauses.

Ich sah einen rostigen Boiler.
Staubige Möbel.

Und einen alten Waschtisch, auf dem ein eigenartiger schwarzer Würfel mit einer Kantenlänge von ungefähr dreißig Zentimetern stand.

»Logan«, sagte Nadine in eindringlichem Ton.

Ich drehte mich zu ihr um.

»Da drüben.«

Ich folgte mit dem Lichtstrahl ihrem Finger und sah eine Kamera auf einem Dreibeinstativ.

Sie war auf uns gerichtet.

Ein rotes Licht blinkte.

»Sie hat gerade mit der Aufnahme begonnen«, sagte ich.

In diesem Moment kam das SWAT-Team die Treppe runter.

Ich ließ den Lichtstrahl ein weiteres Mal langsam durch den Keller gleiten.

Nun machte ich mir keine Sorgen mehr, wir könnten umsonst hergekommen sein.

In der Mitte des Raums streifte mein Licht den Würfel, den ich eben entdeckt hatte.

Er war dabei, sich zu öffnen.

»Nadine«, sagte ich.

»Ich sehe es.«

Als die Seiten des Würfels abfielen, durchdrang mein Licht eine Kugel, die aus Eis zu bestehen schien. Sie war ungefähr so groß wie eine Bowlingkugel. Dem vielen Dampf

nach zu urteilen, der von ihr aufstieg, war sie entweder extrem kalt oder das Eis bestand aus etwas anderem als H₂O.

»Da drüben ist noch so eine«, sagte Nadine.

Ich drehte mich um und sah, dass sie mit ihrer Lampe eine identische Eissphäre unter der Kellertreppe beleuchtete.

»Was zum Teufel ist das?«, fragte sie.

Ich sah sie an. »Die Vibes hier unten gefallen mir ganz und ...«

Ein Summen unterbrach mich. Es kam aus dem Spülbecken.

Ich ging darauf zu, sah, was in dem Becken vibrierte, und geriet in Panik.

Neben der Eiskugel lag ein Handy, auf dessen Display ein Anruf angezeigt wurde. Aus dem Handy ragten zwei Drähte, einer verschwand in einem Loch im Tisch, der andere unter dem Eis.

In beiden Kugeln leuchteten blaue Lichter auf.

»Alle sofort raus hier!«, schrie ich.

Die SWAT-Officer waren bereits halb die Treppe hinauf.

Nadine lief hastig hinter ihnen her.

Ich sah, wie alle im Erdgeschoss verschwanden. Ich selbst war noch mehrere Sekunden vom unteren Treppenabsatz entfernt, als es im Keller plötzlich komplett weiß wurde.

Ich spürte einen immensen Druck auf der Brust.

Im nächsten Augenblick lag ich auf dem Rücken und starre zur freigelegten Isolierung unter der Decke hinauf.

Das Visier meiner Haube war an mehreren Stellen gesplittet und zerkratzt. Zahlreiche durchsichtige Fragmente steckten darin. Ich begriff nicht, worum es sich dabei handelte, bis von einem der Granatsplitter ein eiskalter Wassertropfen in mein linkes Auge fiel.

Ich schaffte es, meine Pistole zu heben und das Licht auf meinen Anzug zu richten. Er war zerrissen und mit Löchern übersät.